dtv
Celeste Ng
Was ich euch
nicht erzählte
Roman

dtv

Eine Kleinstadt in Ohio, ein Haus, ein See – ein junges Mädchen, das vermisst wird. Der Junge, der es wohl zuletzt sah, schweigt.

Das Mädchen heißt Lydia Lee, entstammt einer amerikanisch-chinesischen Familie: drei Kinder; der Vater Einwanderer der zweiten Generation, Wissenschaftler, Unidozent; die Mutter, Amerikanerin, einst angehende Medizinerin, hat sich für die Familie und gegen den Beruf entschieden. Lydia ist das Lieblingskind ihrer Eltern, ernsthaft, freundlich, verantwortungsbewusst, eine gute Schülerin. Als sie eines Morgens nicht am Frühstückstisch erscheint, weist zunächst nichts hin auf schwelende Konflikte oder gar eine Tragödie.

Celeste Ng interessiert jedoch gerade dieses *nichts*: das Ungesagte in einer augenscheinlich intakten Familie, das Verborgene, das einen unhörbaren Grundton erzeugt. Die Autorin legt innere Wirklichkeiten frei und entfaltet eine Geschichte, in der es weniger darum geht, *was* geschehen ist – *warum* es geschehen ist, das ist die Frage.

Celeste Ng (sprich: Ing) wuchs auf in Pittsburgh, Pennsylvania und in Shaker Heights, Ohio. Ng studierte in Harvard und machte ihren Master an der University of Michigan. Sie schrieb Erzählungen und Essays, die in verschiedenen literarischen Magazinen erschienen und mit dem Hopwood Award und dem Pushcart Prize ausgezeichnet wurden. »Was ich euch nicht erzählte« ist ihr erster Roman, ein New York Times-Bestseller, der, vielfach prämiert, verfilmt und in zahlreiche Sprachen übersetzt, inzwischen zu einem Welterfolg geworden ist.

Celeste Ng

Was ich euch nicht erzählte

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Brigitte Jakobeit

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2014 Celeste Ng
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Everything I Never Told You‹
Erschienen bei The Penguin Press, New York
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Kornelia Rumberg, www.rumbergdesign.de
unter Verwendung eines Fotos von
plainpicture/Kniel Synnatzschke
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14599-2

Für meine Familie

eins

Lydia ist tot. Aber das wissen sie noch nicht. Am 3. Mai 1977 um halb sieben Uhr morgens weiß niemand etwas außer der harmlosen Tatsache: Lydia kommt zu spät zum Frühstück. Ihre Mutter hat wie immer neben die Müslischale einen angespitzten Bleistift gelegt und Lydias Physiksachen, sechs Aufgaben markiert mit kleinen Häkchen. Ihr Vater, der gerade zur Arbeit fährt, dreht den Wählerknopf auf WXKP, den besten Nachrichtensender in Nordwest-Ohio, und ärgert sich über das statische Rauschen. Lydias Bruder, noch immer verstrickt in das Ende seines Traums, gähnt auf der Treppe. Und auf einem Stuhl in der Küchenecke kauert Lydias Schwester, noch müde, über ihren Cornflakes, lutscht sie einzeln zu Matsch und wartet auf ihre große Schwester. Sie ist es schließlich, die sagt: »Heute braucht Lydia aber lang.«

Oben öffnet Marilyn die Zimmertür ihrer Tochter und sieht das unberührte Bett: die Laken unter der Tagesdecke ordentlich eingeschlagen, das Kissen noch aufgeschüttelt und rund. Alles an seinem Platz. Auf dem Boden eine zerknäulte senffarbene Cordhose, daneben eine einzelne geringelte Socke. An der Wand mehrere Schleifen von Wissenschaftsprojekten und eine Postkarte von Einstein. Lydias Reisetasche zerknautscht auf dem Schrankboden. Lydias grüne Schultasche an den Schreibtisch gelehnt. Lydias Mädchenparfum auf der Kommode, der süße, pudrige Babyduft hängt noch in der Luft. Aber keine Lydia.

Marilyn schließt die Augen. Vielleicht ist Lydia da, wenn sie sie wieder öffnet, die Decke wie gewohnt über den Kopf gezogen, eine Haarsträhne, die darunter vorlugt. Ein mürrischer, eingerollter Haufen, den sie vorher übersehen hat. *Ich war im Bad, Mom. Ich war unten und wollte Wasser trinken. Ich hab die ganze Zeit hier gelegen.* Natürlich ist alles unverändert, als sie wieder hinsieht. Die geschlossenen Vorhänge leuchten wie ein leerer Fernsehbildschirm.

Unten bleibt sie in der Küchentür stehen, eine Hand auf jeder Seite des Rahmens. Ihr Schweigen sagt alles. »Ich seh mal draußen nach«, meint sie schließlich. »Vielleicht ist sie aus irgendeinem Grund –« Auf dem Weg zur Haustür richtet sie den Blick auf den Boden, als könnten Lydias Fußabdrücke im Flurläufer erkennbar sein.

Nath sagt zu Hannah: »Gestern Abend war sie in ihrem Zimmer. Ich hab das Radio gehört. Um halb zwölf.« Er hält inne und erinnert sich, dass er nicht Gute Nacht gesagt hat.

»Kann man mit sechzehn entführt werden?«, fragt Hannah.

Nath stößt seinen Löffel in die Schale. Die Cornflakes tauchen unter und versinken in der schimmernden Milch.

Ihre Mutter kommt wieder in die Küche, und für den wunderbaren Bruchteil einer Sekunde seufzt Nath erleichtert: Da ist Lydia ja. Manchmal passiert das – ihre Gesichter sind einander so ähnlich, dass man die eine aus dem Augenwinkel sieht und sie mit der anderen verwechselt: das gleiche elfenhafte Kinn, hohe Wangenknochen und ein Grübchen in der linken Wange, die gleiche schmale Statur. Nur die Haarfarbe ist anders, Lydias ist pechschwarz, das ihrer Mutter honigblond. Er und Hannah geraten nach ihrem Vater – einmal wurden sie im Supermarkt von einer Frau gefragt: »Seid ihr Chinesen?«, und als sie ja sagten, weil sie die Sache nicht vertiefen wollten, nickte die Frau beflissen und

meinte: »Ich wusste es. Wegen der Augen.« Dann zog sie ihre Augenwinkel mit den Fingerspitzen nach außen. Lydia dagegen hat der Genetik getrotzt und die blauen Augen ihrer Mutter geerbt, noch ein Grund, wie Nath und seine kleine Schwester wissen, warum sie das Lieblingskind ihrer Mutter ist. Und auch das ihres Vaters.

Dann legt Lydia eine Hand an die Stirn und wird wieder zu seiner Mutter.

»Das Auto ist noch da«, sagt sie, doch das wusste Nath schon vorher. Lydia kann nicht fahren; sie hat noch nicht mal eine Lernerzulassung. Zur Überraschung aller war sie letzte Woche durch die Prüfung gefallen, und ohne die Erlaubnis wollte ihr Vater sie nicht ans Steuer lassen. Nath rührt seine Cornflakes um, die am Boden der Schale zu Brei geworden sind. Die Uhr im Flur tickt und schlägt halb acht. Niemand rührt sich.

»Müssen wir heute trotzdem in die Schule?«, fragt Hannah.

Marilyn zögert. Schließlich geht sie zu ihrer Handtasche und holt schwungvoll ihre Schlüssel heraus. »Ihr habt den Bus verpasst. Nath, du kannst mein Auto nehmen und Hannah unterwegs absetzen.« Dann: »Keine Sorge. Wir finden heraus, was los ist.« Sie schaut keinen der beiden an. Und umgekehrt auch nicht.

Als die Kinder weg sind, holt sie einen Becher aus dem Schrank und versucht, dabei ihre Hände still zu halten. Vor langer Zeit – Lydia war erst elf Monate alt gewesen – hatte Marilyn sie einmal allein auf einer Decke spielend im Wohnzimmer gelassen, um sich in der Küche Tee zu kochen. Als sie den Kessel vom Herd nahm und sich umdrehte, stand Lydia in der Tür. Sie war erschrocken und hatte die Hand auf die heiße Platte gelegt. Ein roter, spiralförmiger Wulst entstand auf ihrer Handfläche, und sie hielt ihn an den Mund und betrachtete ihre Tochter durch tränennasse Augen. Lydia stand merkwürdig aufmerksam da, als würde sie die

Küche zum ersten Mal wahrnehmen. Marilyn dachte nicht daran, dass sie die ersten Schritte ihrer Tochter verpasst hatte oder wie groß sie geworden war. Und sie fragte sich auch nicht: *Wie konnte mir das entgehen?*, sondern: *Was hast du mir noch verheimlicht?* Nath hatte sich vor ihren Augen wackelig aufgerichtet, war hingefallen und dann unsicher umhergetapst, aber sie erinnerte sich nicht daran, wann Lydia überhaupt angefangen hatte zu stehen. Gleichwohl wirkte sie unglaublich sicher auf ihren bloßen Füßen, ihre winzigen Finger ragten gerade mal aus dem Rüschenärmel ihres Strampelanzugs. Marilyn stand oft mit dem Rücken zu ihr, wenn sie den Kühlschrank öffnete oder die Wäsche zum Trocknen umdrehte. Lydia konnte schon lange mit dem Laufen angefangen haben, während sie es, über einen Topf gebeugt, nicht mitbekommen hatte.

Sie hatte Lydia hochgehoben, ihr das Haar gestreichelt und gesagt, wie klug sie sei und wie stolz ihr Vater sein werde, wenn er nach Hause kam. Aber irgendwie hatte sie das Gefühl, als wäre sie in einem vertrauten Zimmer auf eine verschlossene Tür gestoßen: Lydia, obwohl noch klein genug, um auf dem Arm gehalten zu werden, hatte bereits Geheimnisse. Sie konnte ihre Tochter füttern und baden und ihre Beinchen in einen Schlafanzug stecken, doch Teile ihres Lebens waren schon wie hinter einem Vorhang verborgen. Sie drückte Lydia an sich, küsste ihre Wange und versuchte, sich an dem kleinen Körper ihrer Tochter zu wärmen.

Jetzt nippt Marilyn an ihrem Tee und erinnert sich daran, wie überrascht sie damals war.

Die Telefonnummer der Highschool hängt neben dem Kühlschrank an der Pinnwand, und Marilyn nimmt sie, wählt und wickelt sich, während es klingelt, die Schnur um den Finger.

»Middlewood High«, sagt die Sekretärin nach dem vierten Läuten. »Hier ist Dottie.«

Sie erinnert sich an Dottie: eine Frau mit der Figur eines Sofakissens, die ihr hellrotes Haar noch immer hochsteckt. »Guten Morgen«, setzt sie an und zögert. »Ist meine Tochter heute Morgen im Unterricht?«

Dottie gibt ein höflich-ungeduldiges Glucksen von sich. »Mit wem spreche ich, bitte?«

Es dauert einen Moment, bis sie sich an ihren Namen erinnert. »Marilyn. Marilyn Lee. Meine Tochter ist Lydia Lee. Zehnte Klasse.«

»Ich seh mal auf ihrem Stundenplan nach. Erste Stunde –« Pause. »Physik elfte Klasse?«

»Ja, genau. Bei Mr. Kelly.«

»Ich schicke jemanden los, um nachzusehen.« Die Sekretärin legt den Hörer mit einem dumpfen Laut auf den Schreibtisch.

Marilyn betrachtet die Wasserlache, die ihr Becher auf der Anrichte hinterlassen hat. Vor einigen Jahren war ein kleines Mädchen in einen Lagerschuppen gekrochen und erstickt. Hinterher schickte die Polizei Flugblätter an alle Haushalte: *Wenn Ihr Kind vermisst wird, suchen Sie es sofort. Sehen Sie in der Waschmaschine und im Wäschetrockner nach, im Kofferraum, im Werkzeugschuppen, überall, wo es sich versteckt haben könnte. Wenn Sie Ihr Kind nicht finden, rufen Sie unverzüglich die Polizei.*

»Mrs. Lee?«, sagt die Sekretärin. »Ihre Tochter war nicht in der ersten Unterrichtsstunde. Rufen Sie an, um sie zu entschuldigen?«

Marilyn legt ohne zu antworten auf. Sie hängt die Telefonnummer zurück an die Pinnwand und verschmiert dabei mit ihrem feuchten Finger die Tinte, sodass die Ziffern verschwimmen wie unter Wasser.

Sie sucht in jedem Zimmer, öffnet jeden Schrank. Sie schaut in die leere Garage: nur ein Ölfleck auf dem Steinboden und der

schwache Geruch nach Benzin. Sie weiß nicht genau, was sie sucht: verräterische Fußabdrücke? Eine Brotkrumenspur? Als sie zwölf war, verschwand ein älteres Mädchen aus ihrer Schule und wurde tot aufgefunden. Ginny Barron. Sie hatte Sattelschuhe getragen, wie Marilyn sich sehnlichst welche gewünscht hatte. Ginny war zum Kaufladen gegangen, um für ihren Vater Zigaretten zu holen, und zwei Tage später fand man ihre Leiche auf halber Strecke nach Charlottesville am Straßenrand, erdrosselt und nackt.

Marilyns Gedanken überschlagen sich. Der Sommer von Son Of Sam hat gerade begonnen – allerdings wird er in den Zeitungen erst seit Kurzem so genannt –, und selbst in Ohio ist die letzte Schießerei einziges Thema in den Schlagzeilen. In ein paar Monaten wird die Polizei David Berkowitz festnehmen und das Land sich wieder auf andere Dinge konzentrieren: den Tod von Elvis, den neuen Atari, Fonzie, der über den Hai springt. Im Augenblick jedoch, da dunkelhaarige New Yorker sich blonde Perücken kaufen, empfindet Marilyn die Welt als erschreckend willkürlich. Solche Sachen passieren hier nicht, redet sie sich ein. Nicht in Middlewood, das sich selbst als Stadt bezeichnet, in Wirklichkeit aber nur ein kleines Nest mit einem College und dreitausend Einwohnern ist, wo man nach einer Stunde Autofahrt gerade mal nach Toledo kommt, wo am Samstagabend auszugehen heißt, dass man sich an der Rollschuhbahn trifft, zum Bowlen geht oder ins Drive-in fährt, und wo selbst der Middlewood Lake in der Ortsmitte nicht mehr ist als ein einfacher Teich. (Mit Letzterem liegt sie falsch: Er ist dreihundert Meter breit und sehr tief.) Trotzdem kribbelt ihr Rücken, als würden Käfer ihre Wirbelsäule hinunterkrabbeln.

Zurück im Haus, zieht Marilyn die quietschenden Duschvorhangringe an der Stange zurück und betrachtet die weiße Wöl-

bung der Badewanne. Sie durchsucht sämtliche Schränke in der Küche. Sie schaut in die Speisekammer, die Garderobe, den Ofen. Dann öffnet sie den Kühlschrank und späht hinein. Oliven. Milch. Eine rosa Styroporpackung mit Hühnchen, ein Eisbergsalat, jadegrüne Weintrauben. Sie berührt das grüne Glas mit Erdnussbutter und schließt kopfschüttelnd die Tür. Als könnte Lydia dort irgendwo sein.

Die Morgensonne fällt zartgelb wie weicher Chiffon ins Haus und erhellt das Innere der Schränke und leeren Kammern, die sauberen, blanken Böden. Marilyn betrachtet ihre Hände, ebenfalls leer und im Sonnenlicht fast leuchtend. Dann nimmt sie den Hörer ab und wählt die Nummer ihres Mannes.

Für James ist es noch ein ganz normaler Dienstag im Büro. Er sitzt da und klickt mit einem Stift gegen die Zähne. Eine Zeile verschmierter Druckbuchstaben zieht sich leicht schief nach oben: *Serbien war einer der mächtigsten baltischen Staaten.* Er streicht *baltisch* durch, fügt hinter *Staaten* »des Balkans« ein und dreht die Seite um. *Erzherzog France Ferdinand wurde von Mitgliedern der Schwarzen Ann ermordet.* Franz, denkt er. Schwarze *Hand*. Ob diese Studenten jemals ihre Bücher aufschlugen? Vor seinem geistigen Auge sieht er sich vorne im Hörsaal stehen, den Zeigestock in der Hand, hinter ihm die Europakarte. Es ist ein Einführungskurs, »Amerika und die Weltkriege«. Er erwartet kein tiefschürfendes Wissen oder kritisches Denken. Nur ein Grundverständnis der Fakten und dass ein Student vielleicht *Tschechoslowakei* richtig schreiben kann.

Er schließt den Papierbogen, schreibt die Punktzahl vorne auf die Seite – fünfundsechzig von hundert – und markiert sie. Jedes Jahr werden die Studenten kurz vor den Sommerferien hektisch und unruhig; Funken des Unmuts zischen auf wie Leuchtgeschosse

und verglühen an den fensterlosen Wänden des Hörsaals. Ihre Aufsätze werden halbherzig, ganze Absätze laufen ins Leere, manchmal mitten im Satz, als könnten sie einem Gedanken nicht so lange folgen. War seine Arbeit nur Zeitverschwendung? All die ausgefeilten Vorlesungsnotizen, all die Farbfolien von MacArthur und Truman, die Karten von Guadalcanal. Nichts als lustige Namen, über die gekichert wurde, der ganze Kurs nur eine weitere Pflichtveranstaltung, die vor dem Examen abgehakt werden musste. Aber was konnte man schon von einem solchen College erwarten? Er legt den Aufsatz zu den anderen und lässt den Stift obendrauf fallen. Durch das Fenster sieht er in dem kleinen grünen College-Hof drei Frisbee spielende Studenten in blauen Jeans.

Als er jünger war und die Fakultät ihn noch nicht fest übernommen hatte, hielt man ihn oft für einen Studenten. Das ist schon lange nicht mehr passiert. Im nächsten Frühjahr wird er sechsundvierzig. Mittlerweile ist er fest angestellt, ein paar graue Strähnen haben sich in sein schwarzes Haar gemischt. Manchmal verwechselt man ihn allerdings immer noch. Einmal hielt ihn die Sekretärin im Büro des Verwaltungsdirektors für einen Diplomaten aus Japan und fragte, wie sein Flug gewesen sei. Er genießt die erstaunten Gesichter, wenn er Leuten erklärt, er sei Professor für amerikanische Geschichte. »Tja, und ich *bin* Amerikaner«, sagt er mit einem trotzigen Unterton in der Stimme, wenn sie ungläubig schauen.

Jemand klopft: Louisa, seine Lehrassistentin. Sie hat einen Papierstapel in der Hand.

»Professor Lee. Ich wollte Sie nicht stören, aber Ihre Tür war angelehnt.« Sie legt die Aufsätze auf seinen Schreibtisch und zögert. »Die waren nicht besonders gut.«

»Nein. Meine Hälfte auch nicht. Ich habe gehofft, Sie hätten alle As.«

Louisa lacht. Als er sie das erste Mal sah, in seinem Examenskurs im vergangenen Semester, hatte sie ihn verblüfft. Von hinten hätte sie seine Tochter sein können: Sie hatte ebenfalls dunkles, glänzendes Haar, das ihr bis zu den Schultern reichte, und saß wie Lydia mit eng an den Körper gepressten Armen da. Aber als sie sich umdrehte, war ihr Gesicht ganz ihres, schmal, nicht breit wie Lydias, und der Blick aus ihren braunen Augen war fest. »Professor Lee?«, hatte sie gesagt und ihm die Hand hingehalten. »Ich bin Louisa Chen.« Achtzehn Jahre am Middlewood College, hatte er gedacht, und hier ist meine erste asiatische Studentin. Er musste unwillkürlich lächeln.

Eine Woche später kam sie in sein Büro. »Ist das Ihre Familie?«, hatte sie gefragt und das Foto auf seinem Schreibtisch zu sich gedreht. Eine Pause entstand, als sie es betrachtete. Alle reagierten so, und deshalb ließ er es auf seinem Schreibtisch stehen. Ihr Blick wanderte von seinem Gesicht auf dem Foto zu dem seiner Frau, dann zu dem seiner Kinder und wieder zurück. »Oh«, sagte sie wenig später, und er merkte, wie sie ihre Verwirrung zu verbergen suchte. »Ihre Frau ist – keine Chinesin?«

Auch das sagten alle. Von ihr hatte er allerdings etwas anderes erwartet.

»Nein«, sagte er und stellte den Bilderrahmen gerade hin, so dass er ihr direkter zugewandt war und in einem exakten Fünfundvierzig-Grad-Winkel zum Schreibtisch stand. »Nein, ist sie nicht.«

Trotzdem hatte er sie am Ende des Herbstsemesters gefragt, ob sie ihm beim Benoten der Grundsemesterarbeiten helfen wolle. Und im April hatte er sie gebeten, seine wissenschaftliche Hilfskraft für den Sommerkurs zu werden.

»Ich hoffe, die Sommerstudenten sind besser«, sagt Louisa jetzt. »Ein paar Studenten haben behauptet, die Kap-Kairo-Bahn

befinde sich in Europa. Für College-Studenten haben sie erstaunlich wenig Ahnung von Geographie.«

»Wir sind eben nicht Harvard«, sagt James. Er legt die beiden Aufsatzstapel aufeinander und richtet sie wie ein Kartenspiel an der Schreibtischoberfläche aus. »Manchmal frage ich mich, ob nicht alles umsonst ist.«

»Es ist nicht Ihre Schuld, wenn die Studenten sich nicht bemühen. Und sie sind nicht alle so schlecht. Ein paar As sind auch dabei.« Louisa blinzelt und wird plötzlich ernst. »Ihr Leben ist nicht umsonst.«

Eigentlich hatte er nur den Einführungskurs gemeint, in dem meist Studenten sitzen, die nicht mal daran interessiert sind, die wichtigen Jahreszahlen zu lernen. Sie ist dreiundzwanzig, denkt er; sie weiß nichts vom Leben, ob verschwendet oder nicht. Aber ihre Bemerkung ist nett.

»Halten Sie mal still«, sagt er. »Sie haben was im Haar.« Ihr Haar ist kühl und ein bisschen feucht, noch nicht ganz trocken vom morgendlichen Duschen. Sie hält still, ihre offenen Augen sind auf sein Gesicht gerichtet. Es ist kein Blütenblatt, wie er zuerst dachte, sondern ein Marienkäfer. Als er ihn herauspickt, krabbelt er auf dünnen gelben Beinen über seinen Fingernagel und hängt dann kopfüber nach unten.

»Die blöden Viecher sind dieses Jahr überall«, meldet sich eine Stimme an der Tür. James blickt auf und sieht Stanley Hewitt, der den Kopf hereinstreckt. Er mag Stan nicht – ein Brocken von einem Mann mit rotem Gesicht, der immer laut und langsam mit ihm redet, als wäre er schwerhörig. Außerdem reißt er blöde Witze, die meistens so anfangen: *George Washington, Buffalo Bill und Spiro Agnew gehen in eine Bar …*

»Wollten Sie etwas Bestimmtes, Stan?«, fragt James. Ihm ist unangenehm bewusst, dass sein ausgestreckter Zeigefinger und

Daumen wie eine Waffe auf Louisas Schulter gerichtet sind, und er zieht seine Hand zurück.

»Ich hab nur eine Frage zur letzten Aktennotiz vom Dekan«, sagt Stanley und hält ein kopiertes Blatt Papier hoch. »Wollte nicht bei irgendwas stören.«

»Ich muss sowieso los«, sagt Louisa. »Einen schönen Tag noch, Professor Lee. Wir sehen uns morgen. Ihnen ebenfalls, Professor Hewitt.« James sieht, wie sie an Stanley vorbei in den Flur huscht und dabei errötet. Er wird ebenfalls rot. Als sie weg ist, setzt sich Stanley auf die Schreibtischkante.

»Hübsches Mädchen«, sagt er. »Ist sie im Sommer auch wieder Ihre Assistentin?«

»Ja.« James spreizt die Hand, als der Marienkäfer auf seine Fingerspitze krabbelt und in Kringeln und Schleifen den Weg seines Fingerabdrucks nimmt. Am liebsten würde er Stanley einen Schlag in sein grinsendes Gesicht verpassen und spüren, wie ihm sein leicht schiefer Schneidezahn die Knöchel spaltet. Stattdessen zerdrückt er den Marienkäfer mit dem Daumen. Die Hülle knackt wie eine Popcornschale, und das Insekt wird zu einer schwefelgelben Masse. Stanley fährt mit dem Finger über die Buchrücken in James' Zimmer. Später wird James sich nach der ahnungslosen Stille dieses Augenblicks sehnen, nach dieser letzten Sekunde, in der Stans anzügliches Grinsen sein größtes Problem war. Aber als das Telefon jetzt klingelt, ist er so erleichtert über die Unterbrechung, dass ihm die große Angst in Marilyns Stimme zunächst entgeht.

»James?«, sagt sie. »Könntest du nach Hause kommen?«

Die Polizei erklärt ihnen, dass viele Teenager ohne Vorwarnung von zu Hause ausreißen. In vielen Fällen seien die Mädchen sauer auf ihre Eltern, ohne dass die es überhaupt wüssten. Nath beobachtet, wie sie im Zimmer seiner Schwester umherlaufen. Er hatte

Pulver und Staubwedel erwartet, Spürhunde und Lupen. Aber die Polizisten sehen sich alles nur an: die über dem Schreibtisch mit Reißzwecken befestigten Poster, die Schuhe auf dem Boden, die halb offene Schultasche. Dann legt der Jüngere seine Hand auf den runden rosafarbenen Deckel von Lydias Parfumflasche, als würde er den Kopf eines Kindes umfassen.

Die meisten Vermisstenfälle, sagt der ältere Polizist, klären sich innerhalb von vierundzwanzig Stunden auf. Die Mädchen kommen von allein zurück.

»Was soll das heißen?«, fragt Nath. »Die *meisten*? Was soll das heißen?«

Der Polizist späht durch seine Gleitsichtbrille und sagt: »In der großen Mehrheit der Fälle.«

»Achtzig Prozent?«, fragt Nath. »Neunzig? Fünfundneunzig?«

»Nathan«, sagt James. »Es reicht. Officer Fiske macht nur seine Arbeit.«

Der jüngere Polizist schreibt in sein Notizbuch: Lydia Elizabeth Lee, sechzehn, zuletzt gesehen am 2. Mai, geblümtes Neckholder-Kleid, Eltern James und Marilyn Lee. Plötzlich mustert Officer Fiske James, und ihm fällt etwas ein.

»Sagen Sie, wurde Ihre Frau nicht auch mal vermisst?«, fragt er. »Ich erinnere mich an den Fall. Das war sechsundsechzig, oder?«

James wird heiß im Nacken, als würde sich Schweiß hinter seinen Ohren sammeln. Er ist froh, dass Marilyn unten am Telefon wartet. »Das war ein Missverständnis«, sagt er steif. »Eine Fehlkommunikation zwischen mir und meiner Frau. Eine Familienangelegenheit.«

»Verstehe.« Officer Fiske holt nun ebenfalls einen Block heraus und notiert sich etwas, während James mit dem Knöchel gegen Lydias Schreibtischecke klopft.